

Guido Reif: Der vergessene Hof

Drückende Hitze lag über der Landschaft. Die Sonne stand im Zenith. Kein Lüftchen regte sich. Müde hingen die Blätter von den Bäumen. Das Dorf war in einen Dunstschleier gehüllt. Am Kirchturn blühte und blinkte das neue Kreuz aus Messing, das der Eindönbauer knapp vor seinem Tode auf der Kirchturnspitze hatte anbringen lassen, wobei er wohl hoffte, daß ihm für diese fromme Tat Vergebung für alle Sünden zuteil werden würde, die er zeit seines Lebens begangen hatte.

Josef stand, aufgestützt auf seine Heugabel, und wartete, bis endlich Mißl käme, damit die Fuhre fertig würde. Sein Blick glitt über den Ort, der sich drüben ausbreitete, streifte den Wald, ging über die Felder, die er kritisch musterte, und blieb schließlich auf seinem Hof haften, der kaum zweihundert Schritt von ihm entfernt lag. Zufrieden stellte er fest, daß im Hof, und auch außerhalb desselben, peinlichste Ordnung herrschte. „Ja, die Mißl“, lachte er vor sich hin und streckte seine junge kräftige Gestalt. „Nur dem Mißl sollst nit so viel zu freffen geben, der Kerl arbeit sonst überhaupt nimmer.“ Er stieß die Gabel in die Erde und war eben im Begriffe, zu seinem Hof hinüber zu gehen, als Mißl dort aus dem Tor trat und gemächlich dem Felde zuschritt. „Na, spud dich doch!“ rief ihm der Bauer entgegen. Kaum merklich beschleunigte der Knecht Mißl sein Tempo und stand kurz darauf vor dem Bauer. „Fürcht dich nit. Steig nur auf. Getreid hat noch kein Menschen bißen.“

Mißl brummte etwas vor sich hin, kam der Aufforderung des Bauern nach und kletterte auf den Wagen. Als er die erste Garbe einschichtete, meinte Mißl: „Uderhij, versuchte, damische. Das Wasser rinnt eim direkt in die Augen.“

„Wirft dir a Brillen anschaffen müssen, damit durs Arbeiten flotter geht“, gab ihm der Bauer zur Antwort, während er ihm die nächste Garbe entgegenhob.

Mißl hüllte sich fortan in Schweigen. Nur die Zurufe an die Pferde unterbrachen dieses, wenn der Knecht dem Bauer nachsah, der — ohne die Hitze zu spüren — Garbe um Garbe zu Mißl hob, der sie aufeinander schichtete.

„Wie machst es nur, Bauer, daß dir die faktische Hitze nit tun kann? fragte der Knecht endlich.

„Es ist wurscht, ob a Hitze is oder Kält oder sonst was. Man hat seine Pflichten und die muß ma erfüllen. Da derf einen nig jödn.“

Mißl hörte die gelehrt klingenden Worte, die er nicht ganz begriff, und schwieg. A verschludter Kerl is der Bauer, dachte er, a ganz verfluchter! A jeder sieht daham, weil er Angst hat, 's funnt ehn der Schlag treffen oder weil er sich vorm Schwitzen fürcht, seht der Knecht seinen Gedankengang fort, nur mei Bauer tut, wie wenn a Märztag war und im März tut er, wie wann September sein tat.

Als der Wagen vollbeladen war, stieg Mißl herab und gesellte sich zum Bauer, der die Zügel in die Hand nahm, und dem Hofe zuzufuhr.

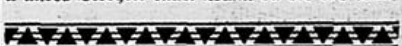
„Wird faktisch heiß sein unter dem Belt“, sagte der Mißl nach einer Weile. „A Glück, daß 's a Bier auf der Welt gibt.“

„Unter welchem Belt?“ fragte der Bauer verständnislos zurück.

„Na weißt, Bauer“, — Mißl warf seinem Herrn einen verweisenden Blick zu — „na weißt, wie du nur fragen kannst! Unterm Belt von dem Zirkus. Hast es denn noch nit gsehn?“ „Ah schau! Jetzt wissen wir ja, wo der Knecht heut in der Früh a lange Stund lang steckt is!“ antwortete Josef und hielt den Wagen an.

Mißl wurde verlegen. „Na ja . . . weißt, Bauer, mir ham ja in der Schul was glernt, daß es so wilde Viecher gibt, so Löwen und Dromedarer und Affen und so. Aber gsehn ham mir ja doch mei Letzttag nur Ochsen und Küh und Ziegen und Pferd. Na — und heut früh san's doch kommen, die vom Zirkus nämlich, und da dacht ich —“

„Daß du allerweil denken mußt, Kerl! Immer wannst denkst, kommt an Kaufsch oder a andre Widdheit raus. Wann du dir das Den-



Genug

Ich freue mich im stillen,
weil alle ihr nicht wißt,
was wirklich mir am Leben
wertvoll und wichtig is.

Ein Bers, der mir gelungen,
ein spielerisches Wort:
mit dieser Lebensernste
geh ich zufrieden fort.

Mag Barth.



ken abgetöhen wirft, wirft erst an richtiger Mensch werd'n. Vorläufig bist nur an Mensch'el.“ Der Bauer schmalzte mit der Peitsche und die Pferde sehten sich wieder in Bewegung.

Als sie in den Hof einfuhren, kam Mißl wieder auf das vorhin abgebrochene Thema zu sprechen. „Du gestst doch a Bauer, was? Stell dir vor an Reger habn's mit. Der Gustl vom Vierhofbauer hat schon probiert, ob er echt is. Er is 's a! Man halt, da wird's viel zu sehn gebn.“

Der Wagen hielt. Viel flinker, als man hätte glauben können, war der Mißl hoch oben und begann, ihn abzuladen. Aus dem Getreidespeicher lachte ein Mädl. „Hast schwikt, Mißlerle? Hast schwikt?“ „Sei stad, dumme Kräh!, sonst gschiebt dir was!“

Der Bauer war ins Haus eingetreten. Sorgfältig Kloppte er den Staub von den Schuhen, bevor er in das Wohnzimmer trat.

„Das is aber schnell gangen!“ rief ihm eine Frauenstimme entgegen.

„Da staunt, gelt!“ war die Antwort des Bauern. Dann stand er vor seiner jungen Frau. „Wenn man weiß, was ein zu Haus erwartet, hat mans verkehrelt eilig.“

„Sei stad, dul! Wenn dich jemand hört, müßt er meinen, mir san eben aus der Kirch kommen.“

„Wann's nit beinaß so war!“ lachte der Bauer.

„Na, a Jahr is und bleibt a Jahr.“

„Da hast wieder recht und auch nit recht.“

Dann herrschte Schweigen. Josef und seine junge Frau standen, eng umschlungen, inmitten des Zimmers. Genau so, als wären sie eben aus der Kirche gekommen . . . Als der Abend hereinbrach, fuhr die letzte Getreidefuhre in Josefs Hof, die Arbeit war geschafft.

„So“, sagte der Bauer beim Abendessen. „So. Und den Eintritt in 'n Zirkus zahl ich euch.“

Die Knechte und Mägde waren 's zufriednen.

Eine halbe Stunde später war der Hof des Bauern leer. Nur der alte Wapfl saß vor der Tür vom Gefindehaus, rauchte seine Pfeife und wunderte sich daß über die albernern jungen Leute, die mit Pferd, Kuh und Ziege nicht genug haben wollten und in der Nacht auszogen, um sich Löwen und Affen und anderes Viehzeug anzusehn, das sowieso nur Schwindel war. Molf, der Hund, lag zu seinen Füßen und blingelte zum Sternenhimmel . . .

Josef und seine Frau waren beim Zirkus angekommen. Dort herrschte schon reges Leben. Nicht nur die Jugend des Dorfes drängte sich vor dem Belt und den sechs Wagen, die daneben standen; auch die Erwachsenen konnten ihre Neugierde nicht zügel'n. Als eine Glode endlich einen ohrenbetäubenden Lärm entfachte und ein Cloton vor dem Eingang zum Belt erschien, um mit quietschender Stimme zum Eintritt aufzufordern, zögerte niemand, der Einladung Folge zu leisten. In kurzer Zeit waren die Bänke rings um die Manege voll besetzt. Neben dem Eingang und neben einem Vorhang diesem gegenüber, auf dem die geheimnisvolle Inschrift: „In den Ställen — Eintritt lebensgefährlich“ angebracht war, befanden sich je zwei Logen. In einer derselben hatte Josef mit seiner Frau Platz genommen. Neben der Bäuerin saß Mißl, während die übrigen Knechte und Mägde auf den Bänken weiter rückwärts Platz genommen hatten.

Die Vorstellung begann. Zuerst erschien ein Mann mit einer endlos langen Peitsche, roten Hosen und schwarzem Rock, und beklündete dem Publikum, daß es eigentlich für das, was es sehen werde, viel zu wenig gezahlt habe. Denn das, was nun folge, sei unübertroffen und von ganz Europa und Amerika bekannt worden. Die Bauern, die zuerst gefürchtet hatten, daß sie noch einmal zahlen müßten und beunruhigt waren, gewannen ihre Ruhe wieder, als der Mann mit

den roten Hosen auf das Thema nicht mehr zu sprechen kam, und hartnackig nun gespannt der Dinge, die da kommen sollten.

Und es kam allerhand! Zuerst waren zwei Pferde zu sehen, die zum Takt einer unsichtbaren Musik marschierten und sich ganz anders benahmten als die Pferde im Orte; dann trat ein junges Ding auf, das mit einem Affen die kurtiosensten Kunststücke ausführte, die den Bauern wahre Kränen des Lachens entlockten; hernach kam der Cloton, den man schon vor dem Eingang gesehen hatte, und erzählte die tollsten Witze und ihrer so viele, daß selbst der Schorich vom Wilsdenhof dagegen verblähte, der immer zahlreiche Witze auf Lager hatte. Und dann erschien wieder der Mann mit den roten Hosen und ex-Klarke, der jetzt die Sensation des Programms kourte: Marion, die einzige, weltberühmte Löwenbändigerin. Da die folgende Programmnummer überaus gefährlich sei, werde jetzt ein Gitter aufgestellt, damit das Publikum vor den

Kaubtieren, die man sehen werde, sicher sei. Ein Naumen setzte nach den Worten des Sprechers ein; und als ein paar Leute des Jirtus das Gitter aufzustellen begannen, flüchteten ganz Kengstliche aus den ersten Bankreihen nach rückwärts, um jeder Gefahr zu entgehen. Wieder ertönte unsichtbare Musik, die aber plötzlich abbrach, als das Brüllen eines Tieres hörbar wurde, das gleich darauf durch einen vergitterten Gang kam, und dem sogleich ein zweites folgte. Hinter den beiden Tieren lief eine Frau in die Manege. Die Bauern staunten. Stiefel trug sie, glänzende Stiefel, und schwarze Reit-hosen und eine schwarze Samtjade mit prächtigen roten Werten. Schwarzes Haar glänzte im Licht des Scheinwerfers. Was das eine Frau? Was das sein Schwindel? Fast jeder beschäftigte sich mit der Frage, doch niemand hatte Zeit, sich mit dem Nachbar darüber zu unterhalten, viel auf gespannt waren alle auf die Ereignisse, die folgen sollten. (Schluß folgt.)

seine Worte überseht hatte. „Kameraden von der internationalen Brigade! Es ist die Legende entstanden, daß die Mauren und die internationalen Faschistenbataillone unbeflegbar seien. Wir wollen die Mauren und die Faschisten mit den Söhnen in der Luft zeigen. Wir werden alle davon überzeugen, daß man sie besiegen kann. Wir werden nicht eher weichen, als bis wir gesiegt haben. Madrid wird nicht eingenommen werden! Ich fordere euch auf, die geballte Faust zum Arbeitergruß zu erheben und mir zu versprechen, daß ihr die euch zugewiesenen Stellungen halten werdet. Sieg der Sache des Volkes auf der ganzen Erde! No pasaron! Pasaron! pas! Sie werden nicht durchkommen! They shall not pass!“

Die Calle de Atocha war gedrängt voll jubelnder Menschen. „Es waren die Rosen, Rosen am ganzen Tag...“ Und gab es eine Legende über die Mauren, die Internationale Brigade war nicht minder zur Legende geworden. Endlich war sie da, Madrid war gerettet. Die Leute, die verzweifelt gewesen waren, hatten an diesem Tage viele ermutigende Zeichen erhalten: 5000 Mann katalanischer Miliz waren eingetroffen; russische Bomber waren aufgestiegen, um Hitler's und Mussolini's Fliegern zu begegnen; russische Tanks waren unterwegs, um jeden aufzuhalten, der die Stellungen der Loyalisten — von Badajoz bis zu den Wällen von Madrid — über den Haufen zu rennen versuchte.

Freude über die Jungen und Sympathie zu ihnen, den ausländischen Verteidigern, aber auch Haß und Sorge bewegte die versammelte Menge. Flugzeuge kreisten über der Stadt und plötzlich — ein blendend weißer Schein, ein Splintern und Strahlen, als hätte ein Blitz eingeschlagen und Wollen schwarzen Rauchs. Als sich diese verzogen hatte, sah man die Ueberreste menschlicher Körper auf dem Pflaster liegen. Da lag ein Männerbein, noch mit der Hohe daran, dem eine Welle von Blut entströmte. Ein kleines Ferkeln hatte einen Sad voll Melonen getragen. Jetzt färbte sein Blut, vermischt mit dem gelben Saft der Früchte, die Straße.

„Vorwärts!“ schrien die Offiziere. Wieder eine Explosion, diesmal Knapp neben der Kolonne. Die Front eines hohen Mietshauses stürzte tosend auf die Straße. Ziegel, Mörtel, Holz, Stahl, ein Eisenbett, ein Sofa, da hieß es spritzen, um diesem Katastrophe zu entgehen.

„Jemand hat verraten, daß die Brigade unterwegs ist!“ bemerkte Sergeant Rudi Messer. Die anderen stimmten ihm zu. Sie hatten schon von der „Fünften Kolonne“ gehört, von der Faschistenarmee in der Stadt selbst, die, wohlorganisiert, bereit stehen sollte, um beim ersten Zeichen von Schwäche auf Seiten der Verteidiger in Aktion zu treten.

Die deutschen und italienischen Bombengeschwader hatten schon begonnen, die Zivilbevölkerung einzuschüchtern. Hier und da sah man Löcher im Straßenpflaster, zertrümmerte Auslagenfenster, ganze Häuserblöcke ohne Fensterscheiben. Doch die Menschen schienen ihnen gewohntes Geschäftes nachzugehen, soweit sie nicht stehen blieben, um den ausländischen Verteidigern zuzujubeln. Die Menschen ertragen, was sie ertragen müssen und waren erstaunt, wenn sie im voraus wußten, was sie auszuhalten imstande sind.

Man war nicht mehr im roten Katalonien, sondern unter einer Bürger-Regierung. Rot-schwarze Fahnen waren selten, hier sah man die rot-gelb-purpurne Flagge der Volksrepublik. Privatunternehmungen arbeiteten unbeeinträchtigt weiter, außer dort, wo der Kriegsbedarf ein

Die internationale Brigade

Von Upton Sinclair

(Schluß)

Bier Tage Exerzieren und Umherrennen in den Feldern und am fünften Tage kam der Befehl zum Radeln! Es war eine Sache weniger Minuten, das Zeug in die Rucksäcke zu werfen. Dann erschien Sergeant Forst mit der Meldung, daß er beauftragt sei, zurückzubleiben, um als Teil einer Kerntruppe neuangekommene Rekruten einzuexerzieren. Die anderen Mitglieder der Sacco-Banzetti-Kolonne hatte lange genug Rudi Messer's Lob singen gehört. Nun wurde er auf Grund seiner militärischen Vorkenntnisse an Stelle Forst's zum Sergeanten ernannt.

Auch Larry Adams wiederfuhr eine ähnliche Ehrgung. Er wurde wegen seiner organisatorischen Erfahrungen zum „politischen Kommandanten“ der Sektion bestimmt. Jede Abteilung hatte zwei Kommandanten, einen für den Kampf, den anderen für die geistige Instruktion, die Rekruten sollten nicht nur körperlich, sondern auch geistig gelehrt werden. Jeder der Leute sollte wissen, wofür er kämpfte und mußte es jedem, mit dem er kämpfte, sagen können, — auch dem Feinde, wenn die Gräben nahe genug waren, daß man hinüberrufen konnte, um die Brüden zum Ueberlaufen zu bewegen.

„Antreten!“ wurde gerufen. Die amerikanische Sektion nahm neben der englischen Kolonne Aufstellung, die ihrerseits neben dem französischen Bataillon stand. Patronen wurden ausgegeben und die Menge für den Tag. Und neunzehnhundert Mann strebten im Eilschritte dem Bahnhofe zu, wo drei Züge zu ihrer Beförderung bereit standen. Eine große Menge von Städtlern und Landleuten begrüßte sie. Frauen, die das Wäscherwaschen für die Brigade freiwillig übernommen hatten, weinten und schloffen die Buchsen gerührt in die Arme, als wären es ihre Söhne. Gassenjungen liefen umher, sammelten Zigarettenstummel und schnitten tomische Ormiasen, sie strichen mit dem Zeigefinger über die Kehle und schrien: „Ch Franco!“ und „Victoria!“ Die Menge stimmte die Internationale an — und als die Gespräche zu stoden begannen, fangen sie sie von neuem. Die Männer wurden in Personen- und Güterwagen untergebracht und die Züge fuhrten los. Es galt ungefähr 150 Meilen zurückzulegen, ungefähr einen Tag Fahrt. Dreimal an diesem Tage erschienen Bombenflugzeuge und mit laut kreischendem Geiöse erreich-

ten die Bomben den Erdboden; donnernd explodierten sie und ein Springbrunnen von Schlamm und Steinen erhob sich um den fahrenden Zug. Mehrere Mann wurden von Granatplittern verletzt. Dann erschienen Regierungsflieger am Horizont und verjagten die Bomber. Eine nicht geringe Sensation für junge Kreuzfahrer, die zur Erlösung der Welt aufkommengestromt waren. Weniger gefährlich als Autofahrten auf amerikanischen Landstraßen, philosophierten sie, aber gar nicht ohne.

In alten Zeiten, so berichtet die Geschichte, hat ein spanischer König eine horizontale Linie durch die Mitte des Landes gezogen und dann noch eine vertikale und so sich diese beiden Linien trafen, sollte auf sein Geheiß die Hauptstadt erbaut werden. Vorher war es ein Bauerndorf gewesen auf einer sandigen Ebene, an einem Fließchen, dem Manzanares. Die damals erbaute Stadt stand noch mit ihren drei Toren, „puertas“ genannt. Ringsherum aber waren moderne Vorstädte entstanden und Madrid hatte nun eine Million Einwohner, eine Untergrundbahn und einen Vorkriegsstraßen, das Telephongebäude. Auch breite Plätze, Museen, Parks hatte es, kurz alles, was zu einer Hauptstadt gehört.

Stundenlangen Kanonendonner in den Ohren, näherten sich die Brigader ihrem Ziele. Es war, als gingen gleichzeitig zwanzig Gewitter nieder. Das Gelände, über das die Züge ratterten, konnte vom Feinde besetzt sein, man mußte nichts genaues. Sie hielten die Gewehre schußbereit. Aber außer einigen verirrten Augen, die über ihre Köpfe hinwegschwirren, ereignete sich nichts. So langten sie am Madrider Südbahnhof an. Sie wurden auswaggoniert und nahmen am Bahnhofsplatze Aufstellung, wo der kommandierende General einige Worte an sie richtete. Emil Kleber hieß er und war g'bürtiger Oesterreicher, jetzt Bürger von Kanada. Er hatte mit den russischen Kommunisten gegen die weißen Interventionsarmeen gekämpft und mit den Chinesen gegen die japanische Invasion. Er war ein Mann von mittleren Jahren, von kräftigem Wuchse, ruhigem Wesen und trug ein Hemd ohne Krawatte, um zu demonstrieren, daß er auf keine Parade, sondern in den Krieg zog. Er sprach französisch, sehr langsam, und wartete nach jedem Satze, bis der Dolmetsch

Eingreifen erforderte. Eine Million Menschen mit Nahrungsmitteln zu versehen, während alle Bahnstrecken und Zufahrtstraßen täglich bombardiert wurden, war eine Aufgabe, die wohl geeignet schien, die Fähigkeit einer Gruppe von Idealisten und Amateuren auf die Probe zu stellen.

Die Madrider hatten eine Woche lang ständigen Kanonendonner gehört. An der Westseite der Stadt tobte eine painlose Schlacht. Dorthin sollte die internationale Brigade. Jeder Schritt brachte sie dem Getöse näher. Man erzählte, die Miliz weiche zurück. Bei jeder Straßenkreuzung mußten sie über Barricaden steigen. Schützengraben wurden aufgeworfen — Herr Franco würde seinen Preis für die Stadt Madrid zu zahlen haben!

Der Fluß Manganarés fließt am westlichen Stadtrand vorbei. Ein stiller, sandiger Strom, außer im Vorfrühling. Kleine Kinder lassen ihre Segelboote auf seinen Fluten treiben und fangen kleine Fische. Sechs Bräuen führen über den Fluß und wo er die Stadt berührt, war er lanalischiert, eingesäumt von drei Fuß hohen Betonmauern. Das schützte die Stadt vor Ueberschwemmung und die Stadtväter von Madrid hatten die Uferanlagen mit Rasen und Blumenbeeten verschönt. Es wäre wohl niemandem einfallen, daß diese Anlagen einen Schutzwall bieten könnten. Als aber die Tanks kamen, erwiesen sie sich als ideale Wälle, da sie so tief waren, daß die Ungeheuer wohl hinunter, aber nicht mehr heraus gelangen konnten.

Auf dem Stadtufer sollte die Internationale Brigade ihre Aufstellung nehmen. Schützengraben waren vorbereitet, tief genug, um darin zu stehen. Madrider Frauen hatten sie gegraben. Erhielt von der schweren Arbeit Lehnen sie, die gerade erst fertig geworden waren, auf den Schaufeln und begrüßten die Ankommenen.

Jede dieser Frauen hatte irgendeine Waffe bei sich und wenn es auch nur ein Küchenmesser war.

General Niebers 1900 Mann übernahmen etwas über eine Meile Front des Nordabschnitts der Manganaréslinie. Das bedeutete einen Mann auf ungefähr vier Fuß. Ein Offizier ritt die Reihe ab und wies jedem seinen Platz an. Und die Männer sprangen in den Graben, warfen ihre Paden ab und postierten sich an den Schießscharten, um nach Francos Mauern auszuspähen.

Auf der anderen Seite des Flusses standen breite Gebäude und dahinter wurde gekämpft. Schüsse krachten, Maschinengewehre ratterten, einige Häuser brannten und Rauch hing über der ganzen Landschaft. Geulend flogen Kugeln über die Köpfe der Neueingekommenen. Schriil und durchdringend hörte man Sirenen brüllen. „Was ist los, brennt's wo?“ fragte einer.

Aus den Häusern kamen Männer. Manche rannten, manche hinkten, einige wurden von den Kameraden geführt. Lauter Milizmänner in blauen Overall, Reinenhandsalen mit Gansföhlen an den Füßen. Sie hatten rote Sterne an den Hüften und rotes Blut auf den Uniformen. Pulvergeschwärzte, verbröckelte, schmutzige Gesichter. Sie humpelten über den Fluß, schöpften eine Hand voll Wasser, das sie gierig schlürften oder sich damit die verblepten Augen wuschen. Manche liefen wie toll. Liegen die Gewehre fallen, warfen sich über die Brustung und leuchteten atemlos: „Los moros!“

Solch Entsetzen ist ansteckend. „Burschen!“ rief Rudi Meiser, „deshalb sind wir hergekommen!“ Man hätte meinen können, er fürchte schon von Kindesbeinen auf Soldaten. „Denk an den Befehl!“ rief er. „Keiner schießt ohne Kommando! Nicht bevor sie am Ufer stehen und herunterspringen wollen. Wenn ihr sie kommen seht, zündet euch eine Zigarette an! No pasaran!“

ten wollen, durch lange Zeit treue Helfer und Freunde sein können. Mögen sie vielen so weit helfen, daß sie schließlich, weil wirklich gründlich studiert, wirklich gewissenhaft durchgearbeitet, als Helfer entbehrlich werden!

Die wunderbare Blüte grusienischer Kultur

Georgien feiert sein 750jähriges Heldenlied

Tiflis, ganz Georgien, ganz Grusien, bereiten sich vor, den Geburtstag dieses Jahres feierlich zu begehen. Festspiele, Denkmalenthüllungen, Trachtenumzüge, gelehrte und künstlerische Zusammenkünfte, Vortragszyklen, Gastspiele von Wandertropuppen auf dem Land, bis ins kleinste Dorf hinein, sollen die Guldigung einer modernen und so gewandelten Welt vor der wunderbaren und einmaligen Schöpfung Rustabelis, des Dichters vor 750 Jahren, dokumentieren.

Rustabelis' Held, Taniel, sein Heldenepos, „Der Mann mit dem Leopardenfell“, lebten ein ewig junges Leben an den sonnigen Uferhängen des Rion oder der Kura. Die Strophen dieses Rationales haben sich erhalten, und allen historischen Wandlungen zum Trotz lauschen jung und alt mit verhaltenem Atem bei der Weilese, bei Hochzeiten und Begräbnissen, bei tausend anderen Anlässen, wenn die klingenden Verse dieser prachtvoll gebundenen Rede ertönen, in welchen das abenteuerliche Liebesgeschick der beiden Paare — Tinatine und Avtandil, Rejan Darodshan und Taniel sich entrollt.

750 Jahre sind verfloßen, seitdem Rustabeli und seine Gönnerin, die Königin Tamara lebten und diese Dichtung aus der Hochzeit einer sonderbaren Kultur, die wie ein Komet aus unendlicher Ferne und Geschichtslosigkeit grelleuchtend emporstieg, um nach kurzem Glühen ins Nichts zu versinken, — diese Dichtung ist nicht verblühen, sie ist frisch und ewig. In ihr perlt Abenteuer und herrlichste Blut einer glanzvollen Vergangenheit, in der Morgenland und Abendland sich vermählten. Die Zeit der Königin Tamara in Grusien!

Die sonnenüberfluteten und furchterregenden majestätischen Gipfel des Kaukasus thronen eine Weile über die Kulturen des Westens und des Ostens. Sagen und Märchen lebten hier auf, die Kolchis entstieg aus alten Erzählungen, die Herren aus dem Reich der Bagraiden waren die Fürsten und sie besaßen alle Schätze und allen Glanz der verschwenderischen Natur. Draufzogen gab es zu den Kommenen von Trapezunt und man zog hier an östlicher Gelassenheit, zum Porphrogeneten nach Bizanz und zur Weisheit westlicher Lande, zu den Warägerfürsten in Klein, zum öden Norden, dem kaum aus dem Schlaf erwachten. Söhne georgischer Edlen führten nach Griechenland und Italien, Jäden spannen sich ungehindert vom Reich zu Reich. Grusien, halb persisch, halb byzantinisch, doch so sehr kaukasisch-grusianisch, hatte seine große Zeit, — umspült von zwei Meeren, dem Pontus und Gurgan (dem Schwarzmarzen Meer und der Kaspiischen See), gehütet von sanftgeschwellten, immergrünen Urwäldern — und Seidhuten und Zaitaren, weiße und asiatische Eroberer, — waren nummehr nur der Alldruck einer bösen Vergangenheit.

Rittertum blühte in Georgien, ähnlich wie in den romanischen Schlössern, wo Walter von der Vogelweide sang, und in der Provence. Doch vermochte unser stolzer Westen kein solch umfassendes Weltbild der Zeit in höchster dichterischer Gestaltung schaffen, wie Rustabeli in sei-

Zwei Bücher der Bildung

Immer wieder fragen wissenschaftliche, lernbegierige Arbeiter und Arbeiterinnen nach Büchern, die ihnen den Weg zur Bildung eröffnen. Daß er so leicht schlagreifen, so leicht in die Irre gehen, so leicht auf beschwerliche Umwege gedrängt wird, das ist vielleicht das Höchste, das dem Selbstlerner geschieht. Unvermeidbar, wenn nicht ratend und helfend ein führender Freund, der Leiter eines Kurzes oder — von allem Anfang an das richtige Buch zu helfen vermag. Ein solches Buch ist das im Saturn-Verlag in Wien erschienene Buch Dr. Hermann Reichharts „Der Weg zur Allgemeinbildung“. Selbstverständlich kann es, will es auch nicht umfassende Allgemeinbildung vermitteln, auch keine Weltanschauung. Aber es ist ein Lehrbuch der Kunst des Lernens, es zeigt, wie man das Lernen anzupacken hat, es führt zu einer brauchbaren Methode des Lernens. Dabei unterläßt es nicht, auf die Schwierigkeiten auf dem Wege des Selbststudiums aufmerksam zu machen, von denen, die sich von ihm leiten lassen wollen, Fleiß, Beharrlichkeit, Selbstdisziplinierung zu fordern. Aber es gibt doch auch viel mehr als Anleitung zum Lernen, es führt in die wichtigsten Wissensgebiete ein, vermittelt die ersten Bausteine des Wissens, die in dieser Form nicht genügen, aber ausreichende, sichere Grundlagen für das Weiterbauen, für das Weiterlernen bilden. Mit den Grundbegriffen der Naturwissenschaften und der Philosophie macht dieses Buch vertraut, es öffnet erste Wände in das Weltwerden und vermittelt die ersten Kenntnisse der Geistesgeschichte, es führt dann in die Ge-

schichte und Geographie, Mathematik, Literatur ein, es macht mit dem Wichtigsten der deutschen Grammatik vertraut. — Man darf ohne Ueberschreibung sagen, daß jeder, der Reichharts' Buch gründlich durchgearbeitet hat, über wertvolle Wissensgrundlagen verfügt und daß, was noch wertvoller ist, in ihm der Wille zum Weiterlernen geweckt worden ist.

Wichtig für einen wahrscheinlich engeren Kreis, aber für diesen besonders wertvoll dürfte das im gleichen Verlage erschienene Buch Professor Dr. Robert Lohans sein: „Sprechen und Reden“. Die meisten unserer rednerisch tätigen Genossen und Genossinnen sind irgendeinmal gezwungen gewesen, in Erfüllung ihrer Aufgaben als Vertretungsleute der Arbeiterbewegung, öffentlich zu reden, ohne es je gelernt zu haben. Wer von ihnen hat je Sprechtechnik richtig gelernt? Kaum einer! Erstauskunft, wie viele vortreffliche Redner wir trotzdem haben! Aber auch sie, erst recht aber die Anfänger, werden aus Lohans' Buch ungemein viel lernen. Lohan verweist zunächst auf die Voraussetzung des richtigen Sprechens, auf das richtige Atmen, und widmet sodann einen großen Teil seines Buches der Sprache und dem richtigen Sprechen, und dann erst befaßt er sich mit dem öffentlichen Reden und auch hier gibt er eine Fülle wertvoller Anregungen. Auch dieses Buch darf nicht bloß gelesen, es muß durchgearbeitet werden! Dem Lernbereiten wird es sehr viel geben.

Beide Bücher, das Reichharts' und das Lohans', werden Menschen, die an sich selber arbe-



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen



Adamson und sein Todfeind

nem „Mann mit dem Leopardenfell“. Zur Zeit der beschämenden Niedrigkeiten der „rassischen Kulturbeurteilung“ ist Auktabelis Wert die erschütternde und zugleich blendende Befähigung der Gleichheit, Einseitigkeit, Homogenität menschlicher Ideale und Kulturen. In diesem fernen Land, mit völlig verschiedenem „rassischen Unterbau“ bejngt der Dichter die Rinn, die Freundschaft, die Treue und die Tapferkeit, wie kaum einer des Abendlandes seiner Zeit.

Königin Tamara, Gönnerin des Dichters, Herrscherin jenes fernen Reiches, ist in ihrem Volk schon längst Legende geworden. In ihre Gestalt gehen alle Strahlen der Größe und der Hoffnungen eines Volkes ein. Dieje Semiramis des Kaukasus bereifern noch heute die wildesten Bewohner unwegsamer Bergschluchten auf rauchinnige Art als Quell alles Guten und Wohltätigen. Eine schöne, kluge und tatkräftige Frau auf dem Thron von 1184 bis 1213 war sie in Wirklichkeit. Schon als junges Mädchen, kaum dem Kinderalter entwachsen, war Tamara in ihrem Wesen so außerordentlich, daß ihr Vater zu ihrem Gunsten abdankte und sie eigenhändig krönte und salbte. Nach seinem Tode beginnt eine Serie erstaunlicher Siege und Eroberungszüge. Tamara, die „süße Frau“, wie sie ihre Sängernennen, führt das Schwert — bis Aleppo, bis Syrien dehnt sie ihre Herrschaftsgebiete aus, schlägt die Perser, die Griechen, die Kurden und andere Bergvölker und pflanzt ihre Fahne im Norden des Kaukasus sogar auf. Ihre Regierungszeit strahlt im poetischen Glanze, fast jede der zahllosen Burgen Georgiens wird ihr zugeschrieben. Das Schloß von Bardzi, in eine fenkrechtige Felsenwand eingeprengt, mit dreihundertföckig Säulen, ist das berühmteste von ihr errichtete Bauwerk. Sie steuerte den ärgsten sozialen Notständen, linderte die drückendste Not der Leibeigenen, beendete die Fehden der unbesugelten, hochmütigen Fürsten mit eiserner Hand. Tamara schuf Gesetze und eine Rechtsordnung, die noch im achtzehnten Jahrhundert fast vollständig in Geltung standen.

Doch ohne Sota Auktabelis Wert wäre der Glanz und Sturm jener Periode nicht auf uns überkommen, aber auch er wäre ohne innigste Verbindung mit Tamara undenkbar. Ein großer, starker, schwarzbärtiger, melancholisch-feuriger Mann, — so kennt ihn die Legende, — in hoffnungsloser Liebe zu seiner wundervollen Herrin entbrannt. Schon jung zog es den vornehmen Jüngling nach Byzanz, er kannte die homerischen Gedichte und die Philosophie Platons und hat den Westen in sich mit indischen und persischen Heldengespängen vermischt und aus diesen Quellen, mit diesen Früchten fremder Kulturen bereichert, entließ ihn der höchste Ausdruck der immer eigenartigen orientalischen Atmosphäre seines Landes. Seine Verse sind auf heimatischem Boden gewachsen, wurzeln im eigenen Volk und eigenem Lande, — was auch ihre unerhörte, der Zeit und dem Wandel aller Lebensformen und -inhalte trotende, lebendige Frische und das Fortleben unter den einfachsten Leuten der Berge beweisen. In 1637 Strophen bejngt Auktabeli im echten Rittergeschmack Freundestreue, Liebe und Tapferkeit. Zahllosen Proben ausgesetzt, geht der Hauptheld Karliel aus vielen Abenteuern stets siegreich hervor. Die Fabel aber verblaßt neben den philosophischen, betrachtenden Stellen, die zahlreich ins Epos eingestreut sind. Der Grundton des Denkens Auktabelis ist eine männliche Leidenschaft für Gerechtigkeit. Oft zitiert wurde in der Westliteratur jene Stelle, da der Dichter für die Gleichberechtigung der Frauen eintritt:

Des Löwen Samen ist dem Löwen ähnlich, ob es nun Mann sei oder Frau.
Verse, in denen die Ritterlichkeit gegenüber Weifen und Wimen, die Treue gegenüber Freunden und Fürsten, der zarte Minnedienst gegenüber den Frauen, die Heimatliebe, Lob der Naturschönheit, des gerechten und liebevollen Lebens, gehören zum täglichen Sprachgebrauch des georgischen Volkes.

Dr. Et. Sz.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 341.
Von Josef Hyna, Hostomitz a./B.
(Original.)

Schw.: Ke4, Dh6, Te3, Lf8, g8, Bd7, e6. (7.)



Weiß: Ke7, Da6, Tf3, Lc4, h2, z 4, f5, Bc3. (8)
Matt in 2 Zügen!

Richtige Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 338: Se4-d6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Beutel Wilhelm, Arnasdorf b. Tettschen; Dinnebler Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Schöffel Anton, Schöbritz; Richter Karl, Politz a./E.; Pusch Bruno, Kruschwitz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Klötzig Rudolf, Strache Karl, Strache Rudolf, sämtlich Großpriesen; Triltsch Gustav, Wisterschan; Berger Josef, Klein-Augezd, Hyna Josef, Hostomitz; Ulbert Rudolf, Prosetitz; Walter Ludwig, Steinwitz; Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Eichler Otto, Drachowa; Havel Franz, Modlan; Geißler Josef, Alt-Serbitz.

Richtigstellung.

Der Lösungszug zu Nr. 387 ist natürlich Se4-d6; nicht wie irrftümlich angeführt Sf5-d6.

Partie Nr. 126.

Gespielt im Int. Arbeiter-Schachturnier zu Glostrup, Dänemark, 1936.

Damengambit.

Weiß: Kärning — Schwarz: Poulsen.

- | | |
|------------|--|
| 1. d2-d4 | Sg8-g6 |
| 2. e2-c4 | e7-e6 |
| 3. Sb1-c3 | d7-d5 |
| 4. Lc1-g5 | Sb8-d7 |
| 5. e2-e3 | Lf8-e7 |
| 6. Sg1-f3 | b7-b6 |
| 7. c4xd5! | e6xd5 |
| 8. Tal-cl? | Ungesund. Der 6. Zug von Schwarz war ein Fehler. Es sollte nun Lb5 geschehen und Weiß hätte einen Bauern gewonnen, wie schon Pillsburg nachgewiesen hat. |
| 9. Lf1-d3 | Lc8-b7 |
| 10. 0-0 | 0-0 |
| 11. Ld3-b1 | b7-c6 |
| 12. Lg5-f4 | b7-b6 |
| 13. Sf3-e5 | a7-a6 |
| 14. g2-g4! | c5-c4 |
| 14. | b6-b5 |
| 15. g4-g5 | h6xg5 |
| 16. Lf4xg5 | Sf6-e4 |

Obzwar hier bessere Züge gewesen wären, scheint dieser Zug durchaus nicht schlecht zu sein.

- | | |
|--------------|--|
| 17. Lg5xe7 | Df8-g7 |
| 18. Sg5xd7 | De7xd7 |
| 19. Sc3xe4 | Kombination oder Versehen? |
| 19. | d5xe4 |
| 20. Dd1-h5 | g7-g6 |
| 21. Dh5-e5 | Ke8-e7 |
| 22. Lb1xe4 | Lb7xe4 |
| 23. Dg5-e5! | f7-f6 |
| 24. De5xe4 | Ta8-e8 |
| 25. De4-f3 | Tf8-h8 |
| 26. Ke1-h1?? | Mit diesem Zuge gräbt sich Weiß sein eigenes Grab. |
| 26. | Th8-h3 |
| 27. Df3-g2 | Te8-h3 |
- und Weiß gibt die Partie auf.